

(Nachdruck verboten.)

51

Das Duell.

Roman von N. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gey.

Der Brief duftete nach bekanntem Parfüm — persische Syringe; Tropfen von diesem Parfüm waren in gelben Flecken auf dem Papier getrocknet, und davon war eine ganze Menge Buchstaben ausgelaufen. Dieser süßliche Geruch samt dem faden, albernem Ton des Briefes und dem gleichzeitig in Komaschows Phantasie auftauchenden rothaarigen, kleinen, falschen Gesicht — erweckten in dem Offizier einen unbezwinglichen Abscheu. Er riß den Brief mit böshafter Befriedigung mitten durch, legte dann die einzelnen Teile auseinander, zerriß sie nochmals und abermals, und als er die Fetzen endlich nicht mehr halten konnte, warf er sie unter den Tisch, wobei er die Bahne fest zusammenpreßte und entblöhte. Und selbst in diesem Augenblick dachte Komaschow seiner Gewohnheit gemäß über sich selbst in der dritten Person:

„Und er schlug eine bittere, verächtliche Lache auf.“

Gleichzeitig mußte er, daß er heute sicher zu Nikolajew's gehen würde. „Aber das war sicher das letzte, allerletzte Mal!“ — versuchte er sich selbst zu betrügen, und ihm wurde mit einem Male fröhlich und ruhig.

„Gainan, anfleiden!“

Er wusch sich ungeduldig, zog den neuen Rock an, parfümierte ein reines Taschentuch mit Eau de Cologne. Als er aber fertig angekleidet sich zum Fortgehen anschickte, hielt Gainan ihn unvermutet an.

„Herr Leutnant!“ sagte der Tscheremissen ungewöhnlich weich und bittend und hüpfte plötzlich auf der Stelle hin und her. Er hüpfte immer so, wenn er stark erregt oder über etwas verwirrt war, streckte bald das eine, bald das andere Knie vor, bewegte die Schultern, reckte und streckte den Hals und spielte nervös mit den herabhängenden Händen.

„Was willst Du noch?“

„Herr Leutnant, ich will Dich nur um etwas bitten. Schenk' mir den weißen Herrn.“

„Was denn? Welchen weißen Herrn?“

„Den ich wegwerfen soll. Den da . . .“

Er deutete auf den Ofen, wo eine Puschkinbüste stand, die Komaschow einst von einem Hausierer erstanden hatte. Die Büste stellte indessen, trotz der Inschrift, nicht den großen russischen Dichter, sondern einen jüdischen Makler dar, war so abscheulich gearbeitet, so durch Fliegen beschmutzt und für Komaschow so widerlich anzusehen, daß er wirklich Gainan dieser Lage befohlen hatte, sie wegzuworfen.

„Was willst Du damit?“ fragte der Leutnant lachend.

„Nimm sie meinethwegen. Ich freue mich darüber. Ich brauche sie nicht. Aber, was willst Du damit?“

Gainan schwieg und trat von einem Bein auf das andere.

„Na, also gut. Behüt' Dich Gott,“ sagte Komaschow.

„Weißt Du denn auch, wer das ist?“

Gainan lächelte freundlich, befangen und tänzelte noch lebhafter als vorher.

„Weiß nicht! . . .“ Und er wusch sich die Lippen mit dem Aermel.

„Weißt es nicht? — So höre. Das ist Puschkin. Alexander Sergejewitsch Puschkin. Verstanden? Wiederhole: Alexander Sergejewitsch . . .“

„Besijew,“ wiederholte Gainan bestimmt.

„Besijew? Nun, meinethwegen Besijew,“ sagte Komaschow.

„Ich bin aber ausgegangen; wenn von Petersons jemand kommt, so sagst Du, der Leutnant sei ausgegangen, wohin weißt Du nicht. Verstanden? Wenn aber etwas Dienstliches kommt, so holst Du mich von Leutnant Nikolajew. Adieu, Alter! . . . Kannst Dir mein Abendessen aus dem Kasino holen und es aufessen.“

Er klatschte dem Tscheremissen freundlich auf die Schulter, und dieser lächelte ihm als Antwort breit-fröhlich und vertraulich zu.

4.

Draußen herrschte so schwarze, undurchdringliche Nacht, daß Komaschow zunächst wie ein Blindler den Weg durch Tassen

suchte. Seine Füße in den ungeheuren Galoschen versanken tief in dem dichten, gleichsam aufgehäuften Schmutz und gaben beim Herausziehen einen eigentümlich saugenden, schmerzenden Ton von sich. Bisweilen sog sich eine Galosche so fest, daß der Fuß herausglitt, und dann mußte Komaschow, auf einem Fuß balanzierend, mit dem anderen im Dunkel aufs Geratewohl die verschwundene Galosche suchen.

Der kleine Ort war wie ausgestorben; nicht einmal Hunde bellten. Aus den Fenstern der niedrigen weißen Häuser strömte hier und da in trüben geraden Strahlen Licht und legte sich in langen Speichen auf den gelbbraunen, glänzenden Boden. Aber von den feuchten und schmierigen Säunen, an denen Komaschow sich die ganze Zeit entlang tastete, von der feuchten Rinde der Pappeln, von dem Schmutz auf dem Wege — ging etwas Frühlingsmähiges, Starkes, Glückliches, unbemerkt Erheiternendes und Erregendes aus. Selbst der heftige Wind, der schnell auf den Wegen dahineilte, wehte frühlingsmäßig, ungleich, stoßweise, gleichsam zitternd, sich verwirrend und Mutwillen treibend.

Vor dem von Nikolajew bewohnten Hause blieb der Leutnant, von augenblicklicher Schwäche ergriffen, zögernd stehen. Die kleinen Fenster waren mit dichten, zimtfarbenen Vorhängen bedeckt, hinter ihnen aber spürte man gleichmähiges helles Licht. An einer Stelle hatte sich der Vorhang umgebogen und bildete eine lange, schmale Ritze. Komaschow lehnte voll Erregung den Kopf gegen die Scheibe und bemühte sich, möglichst leise zu atmen, als wenn man ihn im Zimmer hören könnte.

Er sah das Gesicht und die Schultern Alexandra Petrownas, die etwas gebückt, ziemlich tief auf dem bekannten grünen Kippssofa saß. Aus ihrer Haltung und den leichten Bewegungen sowie aus dem gesenkten Kopfe konnte man sehen, daß sie mit einer Handarbeit beschäftigt war.

Jetzt richtete sie sich plötzlich auf, erhob den Kopf und senkte tief . . . Ihre Lippen bewegten sich . . . „Was sprach sie?“ dachte Komaschow; — jetzt — lächelte sie. Wie war das sonderbar — durch die Scheibe einen sprechenden Menschen sehen und ihn nicht hören!

Das Lächeln verschwand plötzlich von Alexandra Petrownas Gesicht, die Stirn versinsterte sich. Wieder bewegten sich die Lippen schnell mit demselben hartnäckigen Ausdruck, und plötzlich erschien wieder ein mutwilliges, spöttisches Lächeln. Jetzt schüttelte sie langsam den Kopf. „Vielleicht gilt mir das?“ dachte Komaschow schüchtern. Etwas Leises, Reines, Ruhig-Unbekümmertes wehte ihn von dieser jungen Frau an, die er jetzt wie auf einem ausdrucksvollen, lieben, längst bekannten Gemälde deutlich vor sich sah. „Schurotschka!“ flüsterte Komaschow zärtlich.

Alexandra Petrowna erhob plötzlich das Gesicht von der Arbeit und wandte es mit unruhigem Ausdruck zum Fenster. Es schien Komaschow, als wenn sie ihm direkt in die Augen sah. Vor Schreck zog sich sein Herz zusammen und erkaltete, und er trat schnell hinter einen Wandvorsprung zurück. Eine Minute schämte er sich. Er war fast schon im Begriff, nach Hause zurückzukehren, bezwang sich dann aber und trat durch das Pförtchen in die Küche.

Während Nikolajew's Bursche ihm die schmutzigen Galoschen auszog und die Stiefel mit dem Feudel reinigte, er selbst aber mit dem Taschentuch den in der warmen Luft beschlagenen Kneifer abrieb und ihn dann sehr dicht an die kurz-sichtigen Augen setzte, ertönte aus dem Gastzimmer die helle Stimme Alexandra Petrownas:

„Stephan, ist ein Regimentsbefehl gekommen?“

„Das sagt sie absichtlich!“ dachte der Unterleutnant, gleichsam um sich selbst zu trösten. „Sie weiß doch, daß ich immer um diese Zeit komme.“

„Nein, das bin ich, Alexandra Petrowna,“ rief er in freundlichem Tone in die Tür.

„Ah! Komotschka! Kommen Sie 'rein, kommen Sie 'rein. Was machen Sie da draußen? Wolodja, Komaschow ist da.“

Komaschow trat befangen und unwillkürlich in krummer Haltung ein und rieb sich ganz unnötig die Hände.

„Kann mir denken, wie ich Sie langweile, Alexandra Petrowna.“

Er sagte das im Glauben, es würde lustig und un-
gezwungen aus ihm herauskommen; es kam aber ungeschickt
und, wie ihm alsbald schien, schrecklich unnatürlich heraus.

„Was sind das wieder für Dummheiten!“ rief Alexandra
Petrovna. „Sehen Sie sich, wir wollen Tee trinken.“

Sie blickte ihm aufmerksam und klar in die Augen und
brückte dann, wie gewöhnlich, kräftig mit ihrer kleinen,
warmen, weichen Hand seine kalte Rechte.

Nikolajew sah, ihnen mit dem Rücken zugewandt, an
einem Tisch, der mit Büchern, Atlanten und Zeichnungen über-
laden war. Er mußte in diesem Jahre sein Examen für die
Generalstabsakademie machen und bereitete sich das ganze
Jahr hartnäckig, ohne sich Erholung zu gönnen, darauf vor.
Es war das schon das dritte Examen, da er zwei Jahre hinter-
einander durchgefallen war.

Ohne sich umzuwenden und den Blick von dem vor ihm
liegenden, offenen Buche abzuwenden, streckte Nikolajew
Romaschow über der Schulter die Hand hin und sagte mit
seiner ruhigen, tiefen Stimme:

„Guten Tag, Jurij Alexejitsch; nichts Neues! Schu-
rotschka! Gib' ihm Tee. Mich müssen Sie schon entschuldigen,
ich bin beschäftigt.“

„Natürlich bin ich ungelegen gekommen,“ dachte Roma-
schow wieder verzweifelt. „O, ich Schafskopf!“

„Nein, was soll ich Ihnen Neues erzählen . . . Zentaur
hat Oberstleutnant Lech abgeworfen. Er war vollständig be-
trunken, wie es heißt. In allen Kotten wird Lechten nach
der Puppe verlangt. Epifanow hat Arrest bekommen.“

„So?“ meinte Nikolajew zerstreut. „Nun sagen Sie
doch nur!“

„Ich bin auch reingefallen — mit vier Tagen . . . Kurz,
lauter olle Kamellen.“

Romaschow kam es vor, als wenn seine Stimme unnatür-
lich und derart gepreßt klinge, als wenn ihm etwas im Halse
stecken geblieben wäre. „Wie muß ich doch kläglich erscheinen!“
dachte er, beruhigte sich aber alsbald auf die gewöhnliche Art,
zu der schüchterne Leute oft ihre Zuflucht nehmen: „Das ist
immer so, daß man in der Befangenheit glaubt, alle Leute
sehen es einem an; in Wirklichkeit aber merkt man es nur
selbst, andere aber nicht.“

Er setzte sich auf einen Lehnstuhl neben Schurotschka, die
eine dünne Nadel schnell rührte und eine Spitze häfelte.
Sie sah niemals unbeschäftigt da; alle Tischtücher, Servietten,
Lampenschirme und Vorhänge im ganzen Hause waren von
ihrer Hand gestickt.

Romaschow faßte mit seinen Fingern behutsam den vom
Knäuel in ihrer Hand ausgehenden Faden und fragte:

„Wie nennt sich diese Arbeit?“

„Quipure. Sie haben schon zehnmal danach gefragt.“

Schurotschka blickte plötzlich schnell und aufmerksam den
Unterleutnant an und senkte ebenso schnell den Blick auf die
Handarbeit. Dann erhob sie ihn aber sofort wieder und
lächelte:

„Ja, ja, Jurij Alexejitsch . . . bleiben Sie nur etwas
süßen und ruhen sich aus. Rühret euch! wie Ihr Kom-
mando heißt.“

Romaschow seufzte und schielte nach dem mächtigen Halse
Nikolajews, der über dem Kragen der blauen Litewka sich
scharf abzeichnete.

„Glücklicher Wladimir Jesimitsch,“ sagte er, „fährt im
Sommer nach Petersburg . . . kommt auf die Akademie.“

„Nun, das müssen wir noch erst sehen!“ rief Schurotschka
hitzig in bezug auf ihren Mann.

„Dreimal sind wir glücklich zum Regiment zurück-
gekommen. Jetzt kommt das letzte.“

Nikolajew wandte sich um. Sein militärisches, gutes
Gesicht mit dichtem Schnurrbart errötete, und die großen,
dunkeln Stieraugen glänzten böse.

„Ned' keine Dummheiten, Schurotschka! Ich habe gesagt
— ich bestehe und — das geschieht.“ Er schlug fest mit der
Handfläche auf den Tisch. „Du sitzt nur da und prophezeit
Unheil. Ich hab's einmal gesagt!“

„Hab's einmal gesagt!“ ästete seine Frau ihm nach und
schlug sich, wie er, mit der kleinen, braunen Hand auf das
Knie. „Sag mir doch lieber: Welchen Anforderungen muß
eine Truppe in bezug auf taktische Gliederung genügen? Sie
wissen“ — lächelte sie Romaschow mit den Augen mutwillig
zu — „ich verstehe die Taktik besser als er. Nun also, Wolodja,
Generalstabsoffizier, welches sind die Anforderungen?“

„Dummheit, Schurotschka; hör auf,“ brummte Nikolajew
ärgerlich. Plötzlich aber wandte er sich mit samt seinem

Stuhle zu seiner Frau herum, und in seinen weitgeöffneten,
hüblichen, aber etwas dummen Augen erschien zerstreute Un-
wissenheit, fast Schrecken.

„Wart, Kind, ich weiß es in der Tat nicht mehr,
taktische Gliederung? Die taktische Gliederung muß derart
eingrichtet sein, daß man möglichst wenig Verluste vom
feindlichen Feuer hat, daß man gut kommandieren kann . . .
dann . . . wart mal . . .“

„Warten kostet Geld,“ unterbrach Schurotschka ihn
triumphierend, und sie begann, wie die erste Schülerin in der
Klasse, fast leiernd, die Augen niederschlagend und hin und her
schaukelnd:

„Die taktische Gliederung soll folgenden Bedingungen
entsprechen: Beweglichkeit, Geschmeidigkeit, Lenkbarkeit, be-
quemes Kommando, Anpassungsfähigkeit an das Terrain; sie
soll möglichst wenig vom feindlichen Feuer leiden, sich leicht
konzentrieren und entwickelt und schnell in Marschkolonne
formieren lassen . . . Das ist alles!“

Sie öffnete die Augen, holte mühsam Atem, wandte ihr
lachendes, bewegliches Gesicht Romaschow zu und fragte:

„Gut so?“

„Weiß der Teufel, was die für ein Gedächtnis hat!“
meinte Nikolajew neidisch, aber mit Entzücken, und vertiefte
sich in seine Feste.

„Wir machen eben alles zusammen,“ erklärte Schurotschka,
„ich würde sofort das Examen bestehen. Die Hauptsache ist“
— sie fuhr mit der Stichnetel durch die Luft — „die Haupt-
sache ist das System. Unser System ist meine Erfindung,
mein Stolz. Wir nehmen täglich einen größeren Abschnitt
Mathematik, etwas Kriegswissenschaft — die Artillerie liegt
mir allerdings nicht: all die eckigen Formeln, namentlich
in der Ballistik —, dann etwas vom Dienstreglement. Den
nächsten Tag beide Sprachen und wieder den nächsten Tag
Geographie und Geschichte.“

„Aber Russisch?“ fragte Romaschow aus Höflichkeit.

„Russisch? Bagatelle. Die Rechtschreibung nach Grot
haben wir schon binnen. Und die schriftlichen Arbeiten
kennt man ja. Sind stets ein und dieselben. Para pacem,
para bellum. Charakteristik Onegins im Zusammenhang mit
seiner Epoche.“

Und plötzlich nahm sie lebhaft dem Leutnant den Faden
aus der Hand, als wenn ihn nichts zerstreuen dürfe, und
beganm leidenschaftlich über das zu reden, was das ganze
Interesse und den Hauptinhalt ihres jetzigen Lebens aus-
machte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine russische Republik.

In aller Welt hoffen gegenwärtig die Freunde der Freiheit, daß
der bluttriefende, kulturwidrige Jazismus über kurz oder lang einer
russischen Republik Platz machen werde. Das wäre nicht die erste
russische Republik. Vielmehr ist bereits in der Vergangenheit die
republikanische Staatsform in Rußland vertreten gewesen. Freilich
hat sie damals nicht das ganze Land, sondern nur einen Teil um-
faßt, insbesondere drei Städte. Jahrhundertlang hat es im Mittel-
alter auf russischem Boden drei Städterepubliken gegeben: die Re-
publiken Nowgorod, Pskow und Wjätka. Die bedeutendste darunter
und die Mutter der beiden anderen war die Republik Nowgorod.

Bei diesem Namen darf man nicht an die Stadt denken, die
heute gewöhnlich gemeint ist, wenn schlechtweg von Nowgorod ge-
sprochen wird: an Nischnij-Nowgorod an der Wolga. Es handelt
sich vielmehr um Nowgorod am Wolchow unweit des Finnenfens,
das zum Unterschied von dem anderen Nowgorod Wjeliki,
Groß-Nowgorod heißt. Groß-Nowgorod ist heute eine kleine
Landstadt von 25 000 Einwohnern und ohne wirtschaftliche Bedeutung.
Vor einem halben Jahrtausend dagegen trug es seinen Namen mit
Recht; denn es war damals von mehr als 100 000 Menschen be-
wohnt und somit nach mittelalterlichen Begriffen, wie ein fran-
zösischer Besucher im Jahre 1418 schreibt, „eine ungeheuer große
Stadt.“ Bei den wirtschaftlichen Bedingungen, insbesondere bei den
Verkehrsverhältnissen des Mittelalters, konnte sie so groß nur
werden, weil sie durch die Gunst der Lage, durch eine direkte Ver-
bindung mit dem Meere zu einem Mittelpunkt des überseeischen
Handels sich eignete. Die Verbindung mit dem Meere stellte der
Fluß Wolchow dar, der in den Ladogasee mündet, von wo dann die
Kewa zur Ostsee fährt. Diese Wasserstraße war für die kleinen
Seeschiffe des Mittelalters fahrbar. Sie ist schon im 9. Jahrhundert
n. Chr. von den Normannen befahren worden. Die normannischen
Wandrer, die unter Ruriks Führung das erste große Staatswesen
in Rußland begründet haben, sind gegen 862 zu Schiff nach
Nowgorod gekommen, das als „Holmgard“ ihre Hauptstadt wurde.
Den skandinavischen Abenteurern folgten skandinavische Kaufleute.

Wischy auf der Insel Gotthland knüpfte mit Nowgorod Handelsbeziehungen an.

Durch die Vermittlung des Austausches zwischen dem slavischen Osten und dem germanischen Westen war Nowgorod schon eine bedeutende Handelsstadt geworden, als im 13. Jahrhundert die Hansestaaten, insbesondere die Kaufleute von Lübeck an die Stelle derjenigen von Wischy traten. Das hanseische Handelskontor in Nowgorod wurde zur Hauptquelle des Reichthums von Lübeck, aber auch von Nowgorod. Hier verlaufte die Hanseaten deutsche Leinen-, Woll- und Metallwaren, Blei, Schwefel, Salz, Wein, Bier, Schießbedarf etc. und kauften russisches Leder, sibirische Pelze, Wachs, Talg, Hanf, Flach, Daunen und andere russische Erzeugnisse. Nowgorod trieb auch mit Konstantinopel Handel, aber der Disteehandel war die Hauptwurzel seiner Blüte und Macht.

Macht besaß es nicht nur im rein ökonomischen, sondern auch im politischen Sinn. Seit dem 12. Jahrhundert duldete Nowgorod keinen Herrscher mehr über sich, war es Republik und zwar eine Republik mit ausgedehntem Gebiet, das freilich damals von finnischen Wanderstämmen ganz spärlich bevölkert war. Das Herrschaftsgebiet der Republik Nowgorod dehnte sich nach und nach bis zum finnischen Meerbusen, zum weißen Meer, zum Ural und bis nach Sibirien hinein aus, umfaßte also das ganze nördliche Rußland. Die Macht der blühenden Handelsrepublik galt in Rußland für so unüberwindlich, daß ein Sprichwort sagte: „Wer kann gegen Gott und gegen Groß-Nowgorod“. Die russischen Teilsfürstentümer, die aus dem Zerfall von Kuris Reich hervorgegangen waren, konnten jedenfalls nicht dagegen. Alle Versuche benachbarter Mächte, Nowgorod unter ihre Herrschaft zu beugen, blieben vergeblich. Als der Großfürst Swatoslaw von Kiew seinen Sohn der Republik als Fürsten aufzwingen wollte, bekam er den Bescheid: „Schick ihn nur her, wenn er einen Kops im Vorrat hat.“ Duldete die Republik keinen Herrscher über sich, so gab es dagegen immer einen Titularfürsten von Nowgorod aus der einen oder anderen der zahlreichen Fürstenfamilien, die ihren Ursprung auf Kuris zurückführten. Diesen Luxus leistete man sich teilweise wohl aus alter Tradition, hauptsächlich aber, um an der Familie des Fürsten und an ihrem Fürstentum eine militärische Stütze nach außen hin zu haben. Solch ein Fürst von Nowgorod mußte sich aber hüten, sich maßlos zu machen. Sonst warfen ihn die Nowgoroder ohne viel Federlesens zum Tor hinaus. Denn der „Fürst“ war gewählt und konnte jederzeit abgesetzt werden, wenn er unbequem wurde. Das ist einmal im Verlauf von sieben Jahren in fünf Fällen geschehen. Auf ein Jahrhundert kommen 30 Fürsten von Nowgorod. Sie hatten in der Tat bloß einen leeren Titel, wirkliche Macht dagegen viel weniger, als der Possadnik, oder wie die deutschen Zeitgenossen übersezen, der „Bürgermeister“ von Nowgorod.

Der Possadnik und der ganze Magistrat, ebenso wie der Fürst, der Erzbischof und alle übrigen Beamten der Republik wurden unmittelbar vom Volke gewählt. Eine Volksvertretung gab es in Nowgorod nicht, sondern, wie in alten Athen und Rom, übte das Volk selbst die gesetzgebende Gewalt aus. Wenn die große Glocke in Jaroslaws Hof erschalle, so strömten alle Bürger ohne Unterschied von Stand und Besitz zur „Wjetische“, zur Volksversammlung auf dem Marktplatz zusammen. Hier wurden die Steuern ausgeschrieben, die militärischen Kontingente festgesetzt, Kriegserklärungen, Friedensverträge und Bündnisse beschlossen, Befehle jeder Art gegeben. Die Abstimmungen erfolgten nicht nach dem Mehrheitsprinzip, sondern nach dem altslawischen Grundsatz der Einstimmigkeit, der sich ja bekanntlich auf den polnischen Reichstagen bis zur Zeit der Teilungen erhalten hat. In der Praxis ging die Sache in Nowgorod so vor sich, daß geringe Minderheiten in der großen Masse verschwanden, überhört, überfahren wurden. War dagegen die Minderheit sehr stark, so wurde die Einstimmigkeit manchmal durch die Gewalt der Waffen hergestellt. Ja, es kam vor, daß die Opposition im Wolchow ertränkt wurde.

Das zeugt nun schon genügend für das Vorhandensein heftiger Parteigegegensätze, denen hauptsächlich scharfe Klassengegensätze zugrunde lagen. Es gab in der Stadt ein Patriziat, den Bojarenadel. Dann waren die reichen Kaufleute vorhanden, weiter Krämer und Handwerker, die wohl größtenteils zu den „Hausstellenbesitzern“ gehörten, Bauern und schließlich das „schwarze Volk“, Proletariat. Jedes entsprang der Parteikampf nicht allein aus dem Gegensatz der verschiedenen Klassen, sondern es gab auch unter den oberen Zehntausend scharfe Gegensätze, die aus widersprechenden wirtschaftlichen Interessen entsprangen. Die einen waren mehr am Handel nach der Wolga und dem Orient, die anderen mehr an dem nach dem Dnjepr und Konstantinopel beteiligt und wünschten je nachdem eine andere auswärtige Politik. Neben den Gegensätzen innerhalb der Bevölkerung von Nowgorod gab es auch einen Gegensatz zwischen Nowgorodern und der Bevölkerung der weiten Gebiete, die zur Republik gehörten. Wie in den antiken Städterepubliken, hatten nur die Einwohner der Hauptstadt in der Volksversammlung Stimmrecht. Die Nowgoroder Demokratie herrschte somit über die ganze übrige Bevölkerung, wenn diese auch das Recht haben möchte, lokale Angelegenheiten selbst zu ordnen. Den unzivilisierten Finnenstämmen mag das wohl genügt haben. In zwei Pflanzstädten von Nowgorod, die im Laufe der Zeit durch den Handel einen großen Aufschwung nahmen, war dagegen auf die Dauer die Bevölkerung nicht mehr damit zufrieden, sich von der Wjetische in Nowgorod das Gesetz vorzuschreiben zu lassen. Die beiden Städte Pskow am Peipussee und Wjatka, ein vorgeschobener Posten im östlichen Rußland, strebten nach Selbst-

ständigkeit und hatten damit schließlich Erfolg. Im 15. Jahrhundert waren sie unabhängige Republiken, in denen sich die Einrichtungen der Mutterstadt nach kleinerem Maßstabe wiederholten.

Während Nowgorod durch die Loslösung Pskows und Wjatkas geschwächt wurde, erstarkten zwei benachbarte Mächte in höchst bedenklicher Weise: die Großfürstentümer Litauen und Moskau. Hatte die Republik von den kriegerischen Litauern nichts Gutes zu erwarten, so noch viel Schlimmeres von der rein barbarischen Macht, die sich in den Händen der Großfürsten von Moskau konzentriert hatte. In früheren Jahrhunderten für Nowgorod nicht gefährlicher als die übrigen Teilherrscher, hatten die Moskauer Großfürsten es in den Zeiten der Tatarenherrschaft, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als untertänige Knechte der Mongolenchane von der goldenen Horde mit deren Hilfe zu Beginn des letzten Drittels im 15. Jahrhundert allmählich dahin gebracht, daß fast alle Teilsfürstentümer mit dem ihrigen vereinigt wurden, daß sie auf einem weit ausgedehnten Gebiete despotische Gewalt übten. (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

t. Zur Aufklärung über den menschlichen Magnetismus laßt ein Aufsatz von R. Handmann dienen, der sich insbesondere mit dem in letzter Zeit so viel erörterten Kompaß-Experiment des Physiologen Professor Harnad in Galle beschäftigt. Das Wichtigste, Aufsehen-erregende an den Harnadschen Versuchen bestand in der Beobachtung, daß die Magnetnadel eines Kompasses, wenn dessen Glasfläche mit der Hand gerieben wird, sowohl in wagerechtem wie in senkrechten Sinne eine Ablenkung aus ihrer Ruhelage zeigt. Man hat auf dieser Tatsache den Schluß gezogen, daß im menschlichen Körper überhaupt oder wenigstens bei besonders veranlagten Personen eine magnetische Kraft stecken müsse. Diese Folgerung scheint besonders dadurch eine Begünstigung erfahren zu haben, daß nach den Wahrnehmungen von Professor Harnad die Fähigkeit des Menschen zu Ablenkung der Magnetnadel schwach und z. B. geringer ist, wenn die betreffende Person lange nichts gegessen oder sich kurz vorher durch eine sehr lebhaftige Unterhaltung angestrengt hat. Handmann hat nun eine ganze Reihe von Versuchen angestellt, um die Erfahrungen und Schlüsse von Professor Harnad nachzuprüfen und veröffentlicht seine Ergebnisse jetzt in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“. Einmal wurde die Reibung der Glasplatte des Kompasses mit der Fingerspitze vorgenommen und auf diese Weise tatsächlich eine Ablenkung der Magnetnadel herbeigeführt, und zwar in der Richtung nach der Stelle, an der die Reibung stattgefunden hatte. Außerdem hob sich die Magnetnadel nach dieser Stelle hin, wurde aber abgestoßen, wenn der Finger der Stelle wieder genähert wurde. Wenn man mit dem reibenden Finger einen vollständigen Kreis beschrieb, so gelang es wohl auch, die Magnetnadel ganz im Kreise herumzuführen, und zwar unter Umständen mehr als zehnmal hintereinander. Es kam nun darauf an, durch weitere Versuche zu ermitteln, ob ähnliche Erscheinungen auch nach einer Reibung der Glasfläche mit anderen leblosen Gegenständen stattfinden würden. Wurde die Glasfläche mit einem Papierstückchen gerieben, so fand die Ablenkung gleichfalls statt, außer wenn das Glas während des Reibens angehaucht wurde. Wenn man den Finger vor dem Versuch mit einer isolierenden Flüssigkeit, z. B. Petroleum benetzte, so die Ablenkung stärker aus, bei Befeuchtung mit einer nichtisolierenden Flüssigkeit, z. B. Wasser, sehr viel geringer. Danach ist mit voller Sicherheit anzunehmen, daß nicht ein innerer Magnetismus des Körpers, sondern die Reibungselektrizität als nächste Ursache für die darauffolgende Anziehung der Magnetnadel zu bezeichnen ist. Namentlich die Tatsache, daß die Magnetnadel bei späterer Annäherung des Fingers wieder abgestoßen wird, ist nach dieser Richtung hin beweisend. Auch die Körperwärme dürfte jedoch einen gewissen Einfluß besitzen, indem sie den elektrischen Effekt vermindert oder verstärkt, und daraus wäre auch der verschiedene Erfolg des Experimentes bei verschiedenen Zuständen des menschlichen Körpers zu erklären. Da beide Pole der Magnetnadel von der geriebenen Stelle derselben Glasfläche angezogen und auch beide bei Annäherung des Fingers abgestoßen werden können, so kann die Erscheinung auch keine magnetische, sondern nur eine elektrische sein. —

Theater.

Schauspielhaus. „Der Schwur der Treue“. Aufspiel in drei Aufzügen von Oskar Blumenthal. — Blumenthal bewirtete sein Publikum im Schauspielhause zweieinhalb Stunden lang mit Schlagfahne und Himbeerlimonade; seine Gastschichten das Menü mit vielem Behagen. Drei Gänge gabs, in jedem wurden dieselben Sittigkeiten serviert und doch hielt der Appetit anscheinend bis zum Schluß vor. Bier oder fünfmal kommt der Urheber der Genüsse vor dem Vorhang erscheinen und mit der linder Gederbe für den rauschenden Beifall quittieren. Die derb zupassende Profaschwänke aus Blumenthals früherer Zeit, „Hans Gudebeil der Unglücksrabe“, „Das weiße Röhl“ und noch manche andere nehmen sich an dem leeren Versgegenstand dieses neuen Lustspiels gemessen beinahe wie Musterproben lustiger Komödienlaune und theaterkundiger Erfindungskraft aus. Nun soll das Reimgelling die Einfälle erregen. In keinen epigrammatisch zugespitzten Pseudereien, in „Abu-Said“ und „Wenn wir altern“, wirkte die leichte spielerische Verknüpfung freilich unterhaltlich. Es war da noch

ein Sinn für Proportionen. Im „Schwur der Treue“ aber ähnlich wie in der „See Caprice“ wird die Reingewandtheit zum bloßen Mittel, ein Nichts durch Wortschwall endlos zu dehnen. Eine gewisse pikante Ungewöhnlichkeit der Reime, die sich zuweilen zum Reimwitz steigert, bildet hier das Gesamtinventar, aus dem Alt für Alt die geistigen Unkosten besprochen werden. Man denke sich die Sache in Prosa übersetzt und kein Publikum würde die Dirftigkeit der Situationen und Figuren, die Frucht der Sentiments mehr ertragen können.

Blumenthal kostümiert seine Puppen holländisch und verfeßt sie in das Antwerpen des siebzehnten Jahrhunderts. An Weit van Emden, einem Schüler Rembrandts und Schürzenjäger, über dessen Verführungskünste mit einer Art bewundernder Sympathie und recht fatalem Nüchtern in dem Stüd gesprochen wird, vollzieht eine reiche schöne Dame ein Belehrungswerk. Bei seinem Heiratsantrag in die Enge getrieben, bekennet er den Schwur der Treue nicht leisten zu können; alles ändere sich und wechsele in der Welt, wie könne da ein Mann gut sagen für sein Herz. Trotzdem reicht ihm das Fräulein die Hand zum Ehebande. Die Keuren, die in zahlreichen Komödien Auge Frauen an ihren ungetreuen Männern vornehmen, um sie zur ehelichen Pflicht zurückzuloden, sind alleamt nicht sonderlich glaubwürdig, aber oft doch amüsant — und so leicht wie Blumenthal hat sich's doch kaum ein anderer mit der Erfindung gemacht. Eine schöne Gräfin, die der zum glücklichen Gatten avanzierte Weit van Emden malt, läd ihn, just während der Onkel der jungen Frau dabei steht, zu einem Rendezvous am Abend ein. Der Onkel sagt es seiner Nichte, und diese fordert Weit nun selber auf, er solle sich in dem galanten Abenteuer durchaus nicht stören lassen, ihn binde ja kein Eid. Das Rezept schlägt zum Verwundern an. Mit dem Reize des Verbötenen verliert die Verführung für Weit van Emden überhaupt jeden Reiz. Er schickt den unternehmungslustigen Onkel statt seiner zur Gräfin und will in neuentflammter Liebe seiner Frau gehören. Die aber weist ihn — hiermit beginnt die Nachkur — stolz und unerbittlich zurück. Das hat den Vorteil, einen dritten Akt, in dem wir die endgültige Versöhnung miterleben dürfen, zu ermöglichen. Ein Freund von Weit bringt ihm Gräße von Rembrandt und das Bild, auf dem der Meister sich absonderlich hat, wie er sein Weibchen auf dem Schoß hält und fröhlich mit der anderen Hand das Weinglas in die Luft schwenkt. Dies Beispiel, über das der Freund in langer Rede sich verbreitet, verfeßt die Wirkung auf Claudine nicht. Sie ist gerührt und Weit, der ihre Züge in einem Gemälde voll höchster Kunst vereigen will, sinkt ihr zu Füßen und schwört überwunden den Schwur der Treue. Die paar Wendungen und Pointen, die Blumenthal dem Thema abgewinnt, hätten zu einem kurz gefaßten Einakter kaum hingereicht.

Es wurde flott und leicht gespielt. Fräulein Arnstädt war eine ammutige Claudine, Pohl sprach die Onkelrolle ausgezeichnet, und auch Herr Christians als Weit van Emden fand sich in den spielerischen Ton.

Kulturgeschichtliches.

— Eine Hausordnung aus dem 17. Jahrhundert. In der „Frankf. Ztg.“ wird nach den „Memoiren“ des Geschichtsforschers Lang die „Haus- und Hofordnung“ mitgeteilt, die der Statthalter Hildebrand Christoph v. Hardenberg (1645—1682) am 10. März 1666 für seine Dienstreute erließ. Diese Haus- und Hofordnung begann mit der Erklärung an die Diener des Statthalters, daß sie allzumal grobe, ungehobelte, dumme und unachtsame Kerle wären, denen er nur mit folgenden Lebens- und Sittenregeln väterlich an die Hand gehen wolle. Es heißt da: Wer nichts aus der Predigt behält, soll wie ein Hund, auf der Erde liegend, sein Mittagbrot fressen; wer flucht, eine Stunde lang mit bloßen Knien auf einem scharf gehobelten Brett knien. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angesagt wird, daselbe zu empfangen, versäumt, soll mit schwerem Gewicht belastet auf dem Esel reiten oder auch, nach Umständen, die Peitsche erhalten. Hausdieben wird der Galgen versprochen. Wer in Briefe guckt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage hintereinander die Bastonade erhalten und als infam fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem sollen zwei seiner Kameraden die Hosen glatt anziehen und ihm jeder sechs Hiebe geben. Ehe der Statthalter aufsteht, müssen die Kleider rein abgebürstet und in guter Ordnung auf dem Tische liegen. Schuh und Stiefel gereinigt unter der Bank stehen, frisches Wasser und Handtuch bereit sein, Se. Excellenz beim Aufstehen fubristermäßen angeleidet, was sie ablegen, wohl verwahrt werden. Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten aufzutragen, die Schüsseln mit Reberenz wieder abzunehmen. Wer aber nachst, und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits, heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl mit einer Reberenz hervorzutreten und deutlich und laut das Tischgebet zu sprechen. Wer stöck, empfängt sechs spanische Nasenstüber. So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll sich geben, als wenn er sich wasche, während einer ihm Wasser auf die Hände gießt, ein anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Kutten so lange abtrocknet, bis sie wohl bluten. Desgleichen wer ungelämt aufwartet solcher soll im Stall mit der Pferdekampel, in harter Aufsehung des Hofmeisters tüchtig gekampelt werden. Das Tischtuch ist in einem Wurf überzubreiten, jeder Teller mit einer Serviette zu belegen, das Salzfaß mit reinem Salz zu ver-

sehen. Wenn es Zeit ist, sind die Dichter aufzusehen und fleißig, jedesmal beim Platz des Vornehmsten angefangen, zu schnuppen. Zuletzt wird das Tischtuch manierlich wieder abgenommen, und mit einer Reberenz wieder abgetreten, bei Pön sechs italienischer Nasenstüber. Wer laut lacht, soll 4 Knipzchen auf die Finger empfangen. Wer ein Glas übervoll einschenkt, und es dann mit seinem eigenen Maule abtrinkt, erhält 20 Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentiert, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen oder sechs Nasenstübern. Nach Tisch wird jedem Gaste ein Handwasser und eine reine Handquehle mit Reberenz dargereicht. Die- weil es auch ein schandloses und unleidentliches Wert sei, wo die Bedienten langsam äßen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maule fortgenommen werden. Wer die vorgesezten Speisen nicht essen will, saßt dann die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Sofern der Statthalter einem Bedienten etwas befiehlt, und dieser läßt sich begehnen, es wieder einem andern zu befehlen, so soll er von dem, welchem er befohlen, vier Ohrfeigen empfangen, dem andern aber für seine Mühe sechs Ohrfeigen wieder werden. Wer mit schmierigen und zerrissenen Kleidern aufwartet, wird Spießruten gejagt. Lausige und räudige Kerle sollen ohne Bett und Decke schlafen, am Ende gar davongejagt werden. Haben sich zwei geprügelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal mit Stecken fechtend, in Gegenwart des Hofmeisters ausmachen, und wer den andern schont, Krügel erhalten. Wer ohne Erlaubnis ausgeht, oder gegen den Herrn murr, hat nach Umständen Peitsche, Kette oder Pfahl zu erwarten. Jedes Spiel ist ganz und gar untersagt.

Naturwissenschaftliches.

se. Eine chemische Neuheit ist metallisches Barium in reinem Zustand. Das Barium gehört zu den sehr häufigen Elementen, die bis auf die neueste Zeit aller Kunst der Chemie widerstanden haben, wenn es sich darum handelte, sie rein zu gewinnen. Das berühmteste Beispiel ist freilich das Calcium, das im kohlensauren Kalk in ungeheurer Verbreitung gesteins- und geradezu gebirgsbildend auftritt und sich als Element doch erst vor dem Genie Moissans enthüllt hat. Das Verfahren zur Abscheidung reinen Bariums ist von dem französischen Chemiker Guñb erfunden worden und nimmt die Elektrizität zu Hilfe. Ein Amalgam, d. h. eine Quecksilberverbindung, die 3 v. H. Barium enthält, wird unter 400 Millimeter Druck in einer Atmosphäre von Wasserstoff elektrisch erhitzt, dann über ein eisernes Gefäß gebracht und über einer Luftpumpe in einem luftleeren Raum allmählich bis auf 950 Grad erwärmt. Was darin zurückbleibt, besteht zu 98 v. H. aus Barium und zum verschwindenden Rest aus Eisen und Quecksilber. Auch dies Ergebnis liefert das Barium noch nicht in ganz reinem Zustand, doch kann man über die Eigenschaften des metallischen Elements, das im sogenannten Schwerspat gleichfalls massenhafte Mineralien bildet, jetzt schon genaueres aussagen. Im geschmolzenen Zustand löst es die meisten Metalle leicht auf, von Wasser und Alkohol wird es leicht angegriffen. Bei 600 Grad verbindet es sich mit Wasserstoff. Das Metall selbst hat eine graue Farbe, die etwas der des Bleies gleicht.

Humoristisches.

— Der Vegetarier. „Ich könnte vor Aerger aus der Haut fahren! Diese Nacht träumte mir, ich hätte eine Wurst gegessen!“
„Nun, dafür können Sie doch nicht!“
„Ja — aber geschmeckt hat sie mir!“ —
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Zu der vom Verein des Deutschen Volkstheaters in Wien ausgeschriebenen Preisbewerbung sind 558 Dramen eingelaufen. —
— Johann Nestroy soll vor dem Karl-Theater in Wien ein Denkmal errichtet werden. —
— Das Berliner Theater unter Direktion Ferdinand Bonn's wird am 5. Oktober mit dem Schauspiel „Andalosa“ von Florian Endli eröffnet. —
— Im Theater an der Wien hat die Operette „Prinz Bob“ von Eugen Guaszka großen Weisfall gefunden. —
— Das Variété-Etablissement Monarch in Wien wird zu einem Theater für Ausstattungsstücke umgebaut. —
— Der neue Kunstsalon Friß Gurliß, Potsdamerstr. 113, Villa II, wird am 29. September mit einer Kollektiv-Ausstellung von Werken Hans Thomas eröffnet. Die Ausstellung wird etwa 60 Gemälde aus den Jahren 1860—1905 enthalten. —
o. Ein Altersheim für Künstler. Aus Paris wird berichtet: Ebenso wie die Schauspieler, wollen jetzt die Maler, Bildhauer und Architekten ihr Altersheim gründen. Tomm Robert-Fleury, der Vorsitzende der „Gesellschaft der französischen Künstler“, hat den Plan eines derartigen Gebäudes, in dem etwa 20 alte, arbeitsunfähige und der Not ausgelegte Künstler aufgenommen werden sollen, entworfen. Die Gesellschaft gedenkt eine Million für den Plan auszuwerfen. —
— Ein Mayer-Nest. In dem hohenzollernschen Dorf Wessingen, das 465 Einwohner zählt, leben zur Zeit 100 Besitzer des Namens Mayer mit ah. —